

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 46

Artikel: Josef Reinhart [Schluss]

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Josef Reinhart.

(Schluß.)

Die Sehnsucht in irgend einer Form und Rüttance, sie klingt als Grundakord durch fast alle seiner Geschichten. Bald ist es ein Kinderpärchen, das „Längiziti“ trägt nach der Großmutter, die so liebe und schöne Geschichten erzählte, die nun im Himmel ist und friert, weil sie ihr Halstuch vergessen; das wollen ihr die beiden Kleinen auf nachtendem Wege in den Himmel hinauf bringen („Besuch im Himmel“). Bald ist es der große Junge, den auf der fröhlichen Schule die Sehnsucht nach dem toten Schwesternpaar und der fortläuft, heimzu über Berg und Tal; der über den reißenden Strom schwimmt, seinem Herzengzwange ganz hingegeben („Die Schulreise“). In „Heimweh“, dem ergreifenden Geschichtchen aus der ersten Sammlung, ist es der erwachsene Schreinergeselle, den das Leid, die Mutter zu missen, unerwiderstehlich packt; in wilder Sturmacht macht er sich auf zur Mutter; auf stockdunklem Wege verunglückt er; mühsam, heldenhaft schlepppt er sich heim, um in den Armen seines Mütterchens zu sterben.

Kinder und Greise! das weich fühlende Herz des Dichters zieht sie beide gleich liebend an sich; denn beide sind häufig ihren Begehrungen, ihren Gewohnheiten ausgeliefert; die Erwachsenen, die Willensstarken können oder wollen sie oft nicht verstehen. Die „Längiziti“ ist für sie eine Krankheit, die das Herz brechen kann. Konrad Fehr, das große Kind, mußte das erfahren. Reinhart hat die Hand eines Kinderarztes; wo andere weg schneiden möchten, verbindet er leise, läßt es gut sein und denkt an die Natur, die von selbst heilt. Wie zartfühlend zeigt er sich nicht in „Hanselo“, im „Spielmann“, wo er von Kindernatur und Kinderbegehrungen spricht.

Wie Kinder behandelt er oft auch die Erwachsenen. Ein Stück des Alt Schulmeisters von Ruedisholz steht auch in ihm. Wie dieser den guten Kern in den beiden einfältigen Fabrikern erkannt und sie, die mit 18 Jahren schon verheiratet sind, in die Erziehung nimmt und zu rechten Leuten macht, so weiß Reinhart das Gute in jedem Menschen zu finden. Ein herrlicher Optimismus leuchtet hier aus allen seinen Dichtungen hervor. Die Menschen sind nicht schlecht, sie sind nur einsam; verlassen vom Guten, zurückgestoßen von den einsichtslosen Menschen. „Heimkehr“ behandelt in ergreifender Weise das Thema vom Verbrechen aus verlorner Ehre. Wer ist schuld am tragischen Ausgänge? Im Grunde niemand; das Verhängnis, die Verhältnisse.

Ein warmer Fürsprecher ist Reinhart den Armen, den Armen im Geiste insbesondere. Die Seelenzustände eines Wälder-Almi sind ihm interessant genug, um sie darzustellen. Nicht bloß des ästhetischen Prinzipes wegen, nein, aus dem guten Herzen heraus. So führt ihn auch das große Erbarmen, nach seelischen Schönheiten zu suchen bei dem armen Holzerkarli, dem Häuflein Menschen, das die Bauern zum ArbeitsTier herabwürdigen („Der Spielmann“). Er findet sie in Fülle. Der Halbnarr besitzt Lebensphilosophie mehr wie irgend ein Gelehrter, wenn sie auch nur dem Bäuerlein dient, das bei der toten Geiß im Stalle nach einem Lebenshalte ringt. Und sein Herz ist gerade gut genug, um den treu gehegten Taufbauen seines toten Kindes zu opfern, und dadurch das Unglück zu verhüten, das nur seine geizigen Meistersleute getroffen hätte. Selig sind die Armen im Geiste, denn das Himmelreich ist ihr.

Greise und Kinder! Man muß sie verstehen und gewähren lassen. Ein Meisterstück psychologischer Darstellung ist der Vater Klaus, den unsere Leser kennen. Wer könnte nicht einen Vater Klaus nennen in seiner Bekanntheit und Verwandtschaft? Er ist, wie alle Gestalten des Dichters, aus dem Leben geprägt; papierene Menschen begegnen uns nicht in Reinharts Werken. Man lese nur noch einmal die Stellen nach: wo er erstmals als Privatmann die Dorfstraße hinaufspaziert; er schämt sich seines Spazierengehens vor sich und

den Leuten. Er schämt sich der Kleinarbeit im Garten des Sohnes „Das ist Gvätteriarbeit!“ „Fuhrwerken, hacken, eggen, säen, mähen, aufladen, das ist gearbeitet!“ Und wie er Stolz empfindet, dem Mannli gezeigt zu haben, wie man Kartoffeln sieht! Meisterlich ist dann dieser Stimmungsumschwung gemacht, als dem guten Vater das Heufüderchen umpurzelt; diese Scham, von einem Fabrikler sich „alten Trämpeler“ schelten lassen zu müssen. Wer fühlt nicht mit dem armen Alten sich das Herz zusammenschnüren vor ohnmächtiger Wit, die Füße wanken vor Berknirschung. Wir spüren es leicht heraus, wie der Dichter von einem großen Mitleid ergriffen ist, wenn er den heimatkranken Mann wieder in die Heimat führt. Mit künstvoller Hand übt er hier die Technik des Verschweigens. Was den Armen bewegt auf seiner nächtlichen Heimreise, das ahnen wir leicht, aber wir schenken es uns gerne.

Ich möchte hier ein Lob einslechten an die Adresse des schriftdeutschen Dichters. Die Erzählstücke in „Heimwehland“ sind durchwegs knapper und kürzer als die der Dialektbändchen. Sie sind aber nicht minder gehaltvoll. Überzeugend wirkt hierüber der Vergleich der beiden Fassungen, der mundartlichen und der schriftdeutschen, vom „Spielmann“ und vom „Broneli“. Epische Breite mag den Anfänger zieren; Gottfried Keller hat diese Talentprobe abgelegt im „Grünen Heinrich“; dann aber hat er die unerschöpfliche Fülle seiner Phantasie in die für ihn gemäße und notwendige Form des Zyklus gesetzt; zuletzt ist er so Meister über den Raum geworden, daß er eine poetische Welt in die knappen Röcklein seiner „Sieben Legenden“ kleiden konnte.

Reinharts letzte Novellen (räumlich genommen), „Die Mutter“ und „Gertrud“ scheinen mir die Form, die jedem Stoffe nach den Kunstgesetzen gegeben ist, in geradezu idealer Weise auszufüllen. Es ist die Form der psychologischen Skizze; Novellen möchte ich sie aus verschiedenen Gründen nicht nennen. „Die Mutter“ ist technisch wie feilich auf das feinste ausgestattet. Ich verweise auf den ruhigen stetigen Fluß der Handlung: wir begleiten die alte Frau in ihrem äußern und innern Leben durch jede Minute dieser Feierabendstunde bis zu ihrem vernünftigen und tapferen Einschlafen; diese Ruhe in der Handlung wirkt wie feierlich-frohe Empfangsstimmung. Stimmungsvoll auch ist das Gegentändliche geschildert. Dieses Altenstückchen ist ganz ausgefüllt von der ruhig-stillen, innig-guten Art der Mutter. Meisterlich ist dieses Warten geschildert: es wartet die Lampe, das weiße Tischtuch mit den Tassen und Tellern; sie sprechen: Sei ruhig, er muß kommen. Im Herzen der Wartenden sitzt aber auch der Zweifel: „Mit cho! Mit cho!“ tickt die Uhr. Das ist Personifikation der Gemütsstimmung, wie sie ein Sturm nicht besser erfinden könnte. Ganz an Sturm gemahnt dann das verschwiegene Symbolisieren von Gemütszuständen durch die Natur. Es ist ein ganz feines Abhorchen der Natursstimmen, die auf einen gewissen Seelenzustand verstärkend einwirken können. Man vergleiche die Stelle, wo die Mutter beim Doktorhause steht und erkennt, daß die Liebe des Sohnes nicht ihr allein mehr zugehört. „Ein Apfel fiel vom Baume, unter dem sie stand, und rollte seitab ins Gras. Es rauschte ein wenig in den Zweigen, ein welkes Blatt kam langsam nach; dann war es wieder still.“ Dieses Symbol des Ablösens der Kinder von der Mutter kommt ungefähr und wirkt darum überraschend und im höchsten Grade künstlerisch. An Keller aber muß man denken, wenn nun die Mutter so stark und vernünftig nach Hause geht, als ob nichts geschehen wäre, die Teller abräumt und zu Bett geht. . . . ein wenig dachte sie an die Zukunft, ein wenig betete sie, und mitten im Gebet schlug ihr der Schlaf ein Schnippchen. Er spielte ihr aber heitere Träume, Kindlein sah sie, zart aber helläugig; mit diesen ging sie durch Gärten und Feldwege und hob die Dornen- und Unkraut-

ranken weg, daß sie ihre Kleidchen und weißen Händchen nicht richten könnten.“ Das ist Frau Lee im „Grünen Heinrich“, das ist Kellers Art und Stil.

Mit diesem höchsten Lobe, das Dank bedeutet für den

Genuß, den mir der Dichter mit seinen Büchern bereitet, und ein Glückauf in die Zukunft, möchte ich schließen; nicht aber, bevor ich dem Landsmann noch einmal in seine lieben, warmen Augen geblickt hätte.

H. B.

Wie der Dursli ne Ma worde=n=ischt.

Aus „Schichtli ab em Land“ von Josef Reinhart.

(Fortsetzung.)

Der Weibel het lang chönne=n=ufsigähre, äbs ächt bald well Riech gäh, as me chönn wytters fahren im Täxt. Wie ne Huusse Chräthe über ne=n=arne Spaß ischs gange mit Stichelrede uf dä guet Tschumpel mit sym Mocke Chäs underm Arm, wo do gstande=n=ischt, wie wenn er's Öl verschüttet hätt. Aber no nit gnue!

Der Gmeinnuser het no förebrocht: es wär nüt dumms, wenn me jez scho wüft, was für ne Name as me däm neu Wy gäh well, äb ächt Schleebärger oder Dornwandler schöner syg.

Wo der Dursli ändlige het chönne d' Thürfalle=n=erlänge, do ischs frisch losgange:

„Guet Nacht, Wybur!“

„Lueget wie n=er 's Chöpfli scho uf het! liegt überein Lüt scho nümme=n=a!“

„Löht en dir goh, es tuets jez für einisch,“ het der Amme ändlige gmacht, „mer hei jez gnue chönne lache!“

„Jo, jo,“ seit der alt Amtsrichter, der Häligroß, „hüt hei mer doch au churzi Zyt gha. So ne Steiger ha n=i scho lang nümm erläbt. Das isch ne Hauptgipf gfi. Dä het jez uf my Seecht im Dräck en Ohrsyge glängt. Aber Wunder nimmts my doch, wie dä zum Zeis wott cho mit dem Chüseli- und Dörnacher. He nu, er wird dänk de müeze d' Bei usha drby; me het das scho lang chönne gseh; wenn er no öppis hätt, so müeßt mer dä Kärli g'vogtet sy. Aber affang, me seit albe: Chratz nit, wo's di nit byßt!“

Hinde=n=hne, wie=n=er öppis gsthohle hätt, isch der Dursli heizue dicke und d' Muetter, wo's en het ghöre cho z' trampe, rüeft:

„Bisch du's Durs? Isch öppis passiert, äb so ghy hei chumisch?“

Aber do isch sie a läz cho:

„Er chönn jo no einisch goh, wenns ere z' frueh syg!“ Agrauzt het er se=n=und d' Holzböde sy under 's Bett undere gflöge, as d' Muetter froh gfi isch, z'schwyge.

As bim Bueb mängisch nit viel z'ha gfi isch für ne Baze, das het die alt Frau wohl gwüft. Aber wo=n=er sälz Sundig am Morge nie före het welle und heiterchüch to het, und bi der Geiß usem Bänkli im Stall g'hoeket isch, der Chöpf i beede Hände, do ischs eren au nümme rächt gfi; wo sie gsfragt het, was em fähl, äbs em sell Holderbluestthee abbrüteihe, do het ere chuum möge 's Mul gönne: Sie sell mira Holderthee suffe, ne ganze Chübel voll, do het sie afo jähle und isch zus Nochbere übere gsprunge und het 's Fürtch vor d' Auge gno: „Fösis Gott und Vatter, üse Dursli, mi einzig Bueb! 's isch e grüssligi Sach!“ Und uf der Stell, het sie uf Begligen übere welle mit em Wasser und e Wahl=fahrt het sie versproche=n=uf Eisele, wenns wieder guet use

chömt mit em: Aber die hei scho gwüft, wo der Dursli der Schueh drückt; aber öppis fäge hätte sie nit dörfe. Es wärd em öppre scho wieder lugge! Und wenn's ems nit usgredt hätte bis dört use, so wärs im Stand gfi und wär uf der Stell übere Bärg übere zum Wassergschauer, das alt brüchig Fraueli.

„Weder me chönn am Änd warte bis am Morge,“ hets gmacht, „aber es syg allwäg läz mitem, er nähm gar nüt zuuenem!“

„Sie soll em numme dere rächtie Rustig gäh, er wärd de d' Händ scho us de Säcke näh,“ het der Chnächt gmacht vom Stallbänkli här.

Do ischs Müetti wieder heizue ghumbeset und het eis g'jummeret, es syg doch der ärmst Tropf uf der Wält ohe, wenns umme scho underm Bode wär.

's Nochbare Buebe sy uf der Türschwelle gstande und hei i de Mulegge glachet und nander zueblinzet.

z' Mittag, wo 's Müetti vorem Hus am Brünnli d' Auge=n=usgwäsche het, goht der Galoppeschnyder dur 's Gäfli ab und wil der Dursli d' Hose vo zweu Jöhre här no uf em Chnebel gha het binem, so het er keis Blatt bruche vor 's Mul z' näh:

„Ob ere=n=öppre der neu Wy 's Augewasser före triebé heig, er syg allwäg „chlei sur!“ und drzue het er es Gficht gmacht, wie eine, wo all Trümpf i de Fingere het.

„Nei nit, äb es wüft, er heb nächti nit z' vill Wy gha, er syg bi Zyte heich, es wüft ömmel nit, wo=n=ers usglüse heb.“

„Der Räbacher lyt em dänk z' schwär usem Mage!“ het der Schnyder ummegäh und het der Finkie g'chlopft, wie wenn er ne Zündschuer für ne Fürtüsel azündet hätt.

Jeß isch aber im Müetti nes Liecht usgange, und uf der Stell ischs hinders Hus, wo der Bueb underm Dach useme Träm ghöcket isch und Trüebhal blost het. Wo=n=er sie ghört um en Egge=n=umme cho, will er no gleitig furtsspringe, vo wäge, wil er der Pfäffer gschmöckt het.

„Ums tufig Gottswille, Durs, was isch! Was hesch gmacht? O jöre Gott und Vater mer müeße vergante!“ Dä het e keis Mul usfo.

Jeß het das alt Fraueli afo jähle, wies doch der ungelligst Hung uf der Wält ohe syg, er bring 's no undere Bode mit sym Unodligrue. Das syg jez der Dank, äb es si fasch z' Tod g'raggeret und die guete Bißli ihm zuegha heb, und jez no so nes Stückli.

Aber dä isch do ghöcket, wie ne Stümmel, wie=n=en alls nüt agieng. Z' lezt isch er usgstande und wie=n=er gfi isch, i sym drümiol g'chehrte Blusli isch er hinderm Hus abe, 's Gäfli uf und im Pintli zuc. Dört isch er hindere Tisch